

**Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

**Der Oldenburgische Volksfreund**

**Oldenburg**

No. 51, 25. Juni 1851

**urn:nbn:de:gbv:45:1-4866**

# Der Oldenburgische Volksfreund.

Mittheilungen aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Dritter Jahrgang.

Erscheint wöchentlich zweimal, am Mittwoch und Sonnabend, jedesmal einen halben Bogen stark. — Preis für das Quartal 18 Grote durch die Post bezogen 24 Grote Courant. — Bestellungen werden von allen Postämtern, so wie von der Verlagsbuchhandlung angenommen.

## Die Ruinen des Klosters Hude \*).

(Theodor v. Kobbe verfaßte nachstehenden Aufsatz — hatte er auch ursprünglich einen andern Zweck, so scheint es doch nicht unpassend, denselben hier, als ein Denkmal seines Fleißes, mitzutheilen.)

Das Stiftungsjahr dieses Klosters ist unter den Geschichtschreibern streitig. Die in der Note gedachten Chronisten geben das Jahr 1079, andere 1191, 1236 und 1272 an. So viel steht fest, daß wenigstens schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts ein Kloster zu Hude vorhanden war, wie unter andern eine Urkunde vom Jahre 1206 und der Umstand beweisen, daß Graf Otto, Elmar I. Sohn, welcher 1119 einem zu Göttingen gehaltenen Turniere beiwohnte, und etwa um das Jahr 1130 starb, in der Huder Klosterkirche beigesetzt wurde. Auf ein früheres Vorhandensein eines Klosters zu Hude, als 1236, deutet auch eine von dem Grafen Heinrich dem Bogenen ausgestellte Urkunde von 1236 hin, worin er demselben alle seine Besitzungen und Gerechtsame zu Nordheide überläßt, und worin gesagt wird, daß er zum andern Mal seinen Anfang zu Hude genommen habe. — Es mußte also doch ein Kloster vor Ausstellung dieser Urkunde dort bestanden haben.

Zur Vereinigung dieser abweichenden Angaben

\*) Vergleiche die Geschichte des Herzogthums Oldenburg von Gerhard Anton von Halem, Kobl's Handbuch einer historisch-statistisch-geographischen Beschreibung des Herzogthums Oldenburg u. s. w., Hamelmann's und Winkelmann's Chronik, vor allen Dingen aber folgendes gründliches und gediegenes Werk: „das Kloster Hude im Herzogthum Oldenburg vom Pastor Mühle,“ dem die meisten der hier zusammengestellten Notizen entnommen sind.

thut man nun wohl, eine doppelte Erbauung oder Erweiterung dieses Klosters anzunehmen, das vielleicht ursprünglich von Benedictinern bewohnt, in den unruhigen fehdereichen Zeiten zerstört, in der Folge aber schöner und geräumiger wieder erbaut wurde. Lebten hier auch später Cistercienser-Mönche, so kann dies doch im Jahre 1079 nicht gewesen sein, denn diese Mönche entstanden erst 1098 und siedelten sich erst in der Mitte des 12. Jahrhunderts in Deutschland an.

Der Stedinger Krieg, der diese ganze Gegend erschütterte, verjagte auch die seit 1190 zu Bergdorp im jetzigen Kirchspiel Ganderkesee sich aufhaltenden Cistercienser- oder Benedictiner-Mönche aus ihren Kläusen, denen die Grafen von Oldenburg, nachdem die Stedinger im Jahre 1234 bei Altenesch besiegt waren, das neuerbaute schönere Kloster Hude (Monnehude) etwa um das Jahr 1236 einräumten, wo sie wie in einen Hafen einfuhrten, und sich daher fratres de portu St. Mariae nannten. Man findet auch die Namen conventus portus St. Mariae, ecclesia portus St. Mariae, conventus beatae Mariae in portu u. dergl. m. In den beiden ältesten noch übrigen Urkunden von 1236 und 1237 unter der Benennung rubus sanctae Mariae (Brombeere der heiligen Maria). So war denn die erste Anlage ein „Brombeerenkloster“ genannt, von den vielen Brombeeregesträuchen, welches in hiesiger Gegend wächst, und damals gewiß noch weit mehr sich fand, oder gar gehegt wurde, weil man die edleren Himbeeren, Johannisbeeren u. a. nicht so allgemein hatte.

Das Siegel des Klosters zeigte Maria sitzend und das Christuskind auf dem Schooß mit der linken Hand haltend; die Umschrift: S. conventus portus Stae Mariae.



In zwei noch im Oldenburgischen Landesarchive befindlichen Urkunden vom Jahre 1272, nennen sich die Oldenburgische Gräfin Riva (Richenza) und ihre Söhne Christian und Otto nebst deren Söhnen, Stifter dieses Klosters. Waren sie es wirklich — wie die Echtheit der Urkunden nicht bezweifeln läßt — so kann das zweite oder jüngere Kloster Hude nicht vor dem 13. Jahrh. entstanden sein, wie sich nach der vorhin angeführten Urkunde vermuthen läßt.

Es waren also Grafen von Oldenburg, welchen das Kloster seine Entstehung zu verdanken hatte, und welche vorzüglich es reich und angesehen machten. Daher wurde auch in einem Vergleiche und bei der Uebergabe des Hauses Delmenhorst von dem Erzbischof Nicolaus von Bremen, als gebornem Grafen von Delmenhorst, an den Grafen Dietrich von Oldenburg, bewiesen, daß das Kloster Hude anfänglich von Oldenburgischen Grafen gestiftet sei, und nach der Zerstörung beriefen sich diese darauf.

Zwar reichte der Schutz der Oldenburgischen Grafen im Anfang nicht aus, denn selbst die Vettern der Stifter, zwei Grafen von Oldenburg aus der Wildeshausen'schen Linie, störten die Ruhe. Sie plünderten die Pilger, die jährlich aus Friesland mit Opfern für das Gnadenbild nach Hude wallfahrten, drückten die Klostermeier dergestalt, daß sie aus dem Lande gingen, und verschonten selbst nicht die Kirche und andere Zierrathen des Klosters. Die Mönche beschwerten sich deshalb beim Erzbischof Hartwig von Bremen, der den Bedrängten Schutz gewährte und die Dränger vertrieb. Sie beschloßen, so heißt es, ihr Leben außer Landes (wahrscheinlich auf ihrer Burg Brokhusen) in in großer Armuth.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Bau des Klosters durch weitläufige Collecten gefördert ist, und erzählt die Sage, daß, der heiligen Zahl gemäß, sieben Mönche sieben Jahre weit und breit milde Gaben zusammenbrachten. Die Dankbarkeit errichtete ihnen steinerne Bildnisse im Klostergarten, und die nachherige Zertümmernng verschonte dieses Andenken, welches noch ungefähr in der Mitte des 17. Jahrhunderts gestanden haben soll. Wieviel die hiesige Umgegend durch persönliche Dienstleistung und sonstige Beisteuer zur Errichtung des Heiligthums wird beigetragen haben, geht schon aus der Tradition hervor, daß man in einem Umkreise von zwei Meilen süße Milch brachte, um damit den Mörzeln anzumengen.

Die Grafen von Oldenburg wurden nach und nach die Schutzvögte des Klosters. Diese verwalteten sämmtliche Güter der Mönche, nahmen Alles,

was des Mittelalters fromme Gesinnung spendete, entgegen, bestätigten die Gültigkeit dieser Schenkungen, attestirten dieselbe, wie so viele Dokumente zeigen, übten auch die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit in vorkommenden Fällen aus. Als eine Gerechtfame dafür findet man, daß das Kloster den Jägern der Schutzvögte jährlich vier Ellen graues Tuch, wie es dort verfertigt wurde, und auch zwei Knechten derselben jedem vier Ellen von dergleichen geben mußte. Auch mußten die Huder Klostermeier zu Dalsper zwei Gräfl. Oldenb. Jäger nebst deren Hundten jährlich von Fastnacht bis zur sog. stillen Woche unterhalten. — Da der Cistercienserorden einen freien Mönchsstaat bildete: so konnte der Erzbischof von Bremen wenig oder keine Gewalt über das Kloster ausüben.

Hamelmann und Winkelmann leiten den Namen Hude von einem Stifter des Klosters, einem Grafen Udo, her, der wahrscheinlich gar nicht existirt hat, und meinen, das vorgelegte H bedeute „Herr,“ mithin sei der Name Hude aus den zusammengezogenen Wörtern „Herr Udo“ entstanden. Viel glaublicher ist Muhle's Erklärung, welcher zufolge „Hude“ eine Trift, auch häufig ein Gut, Landgut und Wohnung mit der Bedeutung des Schutzes, Verbergens oder Gewahrsams bezeichnet. Es wird in den Urkunden Hutha, Hudha, Hude und Unde geschrieben. Wahrscheinlich erhielt dieser Ort seinen Namen erst bei der Anstiedelung der Mönche, indem sie sich eine Wohnung dort erbauten, wo sie unter dem Schutz und der Hut der heiligen Jungfrau zu leben gedachten; wie die Mährischen Brüder in dem 1772 angelegten Herrnhuth sich sammelten.

(Schluß folgt.)

## Literatur.

Zwei Monate in Paris.

(Fortsetzung, von N<sup>o</sup> 47.)

Nicht weniger interessant und meisterhaft ist die Beschreibung der Darstellung des Faust im Gymnase dramatique (Faust et Marguerite) eingeleitet mit einer böhmischen Polka.

An diese Schilderungen aus der Pariser Kunstwelt reißen sich lebensvolle Bilder aus dem Leben der Pariser Bevölkerung, z. B. der Ball Mabilie, die Closerie du Elias u. s. w. Den Schluß bildet die Erzählung



## Der sterbende Aristophanes (Heyne).

## I.

Eine Aufforderung Alfred Meißner's hatte mich veranlaßt, Heine bald nach meiner Ankunft in Paris zu besuchen. Ich wußte, daß sein Zustand hart an der Grenze menschlicher Leidensfähigkeit angelangt, ihn seit längerer Zeit fast alle Besuche, selbst wohl-empfohlener Landsleute, abweisen ließ, und hatte deshalb jeden Gedanken aufgegeben, mich ihm persönlich zu nähern. Da aber jene Aufforderung von ihm selber ausging, durfte ich ihr um so unbedenklicher Folge leisten.

Es war wenige Tage nach meiner Ankunft in Paris, als ich mit Fanny Lewald und Moriz Hartmann zu ihm ging. Wenige Häuser vor seiner Wohnung in der Rue d'Amsterdam traten wir in ein Lesekabinet, welches dort eine Irländerin hält. Hier wollte unsere Begleiterin uns zurück erwarten, weil sie meinte, daß der Besuch von drei Personen auf einmal den Kranken zu sehr aufregen möchte. Als die Frau den Namen Heine's nennen hörte, sagte sie: „Ah, Sie wollen den unglücklichen Mann besuchen, der so fürchtbar leiden muß!“ — „Kennen Sie denn Herrn Heine?“ — „Ja wohl kenne ich ihn. Meine Tochter hat ihm während seiner Krankheit mehrere Monate lang Französisch und Englisch vorgelesen. Jetzt, da sie selber krank ist, vertritt ein Hausdiener ihre Stelle. Aber jedesmal, wenn sie zurückkam, erzählte sie mir, er ertrage seine grausamen Leiden mit der Geduld eines Heiligen. Und das sagt Jedermann der ihn sieht.“

Es ist ein stilles Haus in der ruhigen Straße Amsterdam, wo der kranke Dichter wohnt. Durch die Einfahrt über einen sauber gehaltenen Hofraum schreitend, gelangten wir in das Hinterhaus, in dessen zweiten Stock uns eine Mulattin, die Wartefrau des Kranken, öffnete. Als ihm unsere Namen von ihr genannt wurden, scholl uns sofort ein freundlich hastiges entrez! entrez! entgegen. Wir fanden ihn auf seinem Schmerzenslager, das er seit Jahr und Tag nicht mehr verlassen hat. Die Fenstervorhänge waren niedergelassen, das Bett überdies noch durch eine grüne spanische Wand gegen das Licht geschirmt. Der Kranke hob die seine fast durchsichtig magere Hand an das rechte Auge, um das Lid emporzuziehen und einen Blick auf uns zu werfen. Nur dies Auge besaß noch Sehkraft, das andere nur einen schwachen Lichtschimmer. Aber die Lider sind gelähmt und keiner freien Bewegung mehr fähig. Er streckte mir

seine Hand entgegen und hieß uns herzlich willkommen. Kaum aber hatte er erfahren, daß Fanny Lewald anwesend und in der Nähe sei, als er so dringend bat, sie herbeizuführen, weil er die Freude ihres Besuchs auch nicht eine Stunde länger erbehren wolle, daß wir seinem Wunsche willfahren mußten. Als sie gekommen war, dankte er ihr in der herzlichsten Weise, daß sie seiner so freundlich in ihren Pariser Erinnerungen aus dem Jahre 1848 gedacht habe. Freunde hätten ihm das Buch gebracht, und ihm damit eine große Freude bereitet. Sie hätten die ihn betreffende Stelle auch in den Pariser Journalen veröffentlicht.

Bei diesem ersten Besuche war es auch, wo er ausführlich von seiner Krankheit und seinen Schmerzen sprach, auf die er bei allen späteren Unterhaltungen nur selten zurückkam. „Ich leide,“ sprach er, „unaufhörlich grenzenlose Schmerzen. Selbst meine Träume sind nicht frei davon. Gestern hing ich als Johann von Leiden in einem Käfig in der Luft, und meine Schmerzen setzten sich als wilde Traumbilder um mich her. Die Krämpfe steigen allmählig immer höher hinauf, und da liegt man nun und wartet, bis es ans Herz kommt. Ich kann jetzt eigentlich nur noch Arme und Hände frei bewegen. Und alles dieses,“ fuhr er fort, indem ein Lächeln über seine schmerzgefüllten Züge glitt, „alles dieses muß ich nun ertragen ohne den Beistand unsers Herrn Jesus Christus! Aber ich habe auch meinen Glauben. Denken Sie nur nicht, daß ich ohne Religion bin. Opium ist auch eine Religion. Wenn so ein Bißchen grauer Staub in meine fürchterlich schmerzenden Brandwunden gestreut wird, und dann der Schmerz darnach gleich aufhört, soll man da nicht sagen, daß dies dieselbe beruhigende Kraft ist, welche sich in der Religion wirksam zeigt? Es ist mehr Verwandtschaft zwischen Opium und Religion, als sich die meisten Menschen träumen lassen. Sehen Sie, da hab ich die Bibel. Ich lese viel darin, d. h. ich lasse mir vorlesen. Es ist doch ein ganz wunderbares Buch, dies Buch der Bücher. Wenn ich meine Schmerzen nicht mehr ertragen kann, nehme ich Morphinum, wenn ich meine Feinde nicht todt-schlagen kann, überlasse ich sie der Vorsehung, wenn ich meine Angelegenheiten nicht mehr besorgen kann, übergebe ich sie dem lieben Gott — nur,“ setzte er nach einer kleinen Pause lächelnd hinzu, „nur meine Geldangelegenheiten besorge ich doch lieber noch selbst.“

Niedergeworfen von unheilbarer Krankheit, bei lebendigem Leibe schon ausgestrichen aus dem Buche des Lebens, gemartert von den entsetzlichsten Schmerzqualen hat dieser Mann die ganze Energie seines



aristophanischen Geistes, die volle Kraft seines unverwüthlichen Humors und all die schneidende Schärfe seines vernichtenden Wizes bewahrt. Man hat von ihm berichtet, er habe sich bekehrt, der deutsche Aristophanes des neunzehnten Jahrhunderts sei „fromm,“ sei ein Betbruder geworden. Es ist kein wahres Wort daran. Die Leute, die dergleichen von ihm verbreitet, haben sich entweder selbst getäuscht oder sich von ihm täuschen lassen. Es ist wahr, daß er die Bibel lieft, weil er ihre poetischen Schönheiten wie wenige empfindet, wahr, daß er gern von Gott und Unsterblichkeit redet. Ich werde später darauf zurückkommen. Aber sein freies Verhältniß zu diesen Dingen bleibt unverändert, und selbst wo er eine gewisse Gläubigkeit zeigte, war er sich doch stets seiner Freiheit bewußt und überhaupt geistig in allen Dingen vollkommen der Alte.

Er erzählte uns darauf von seiner Lectüre, und wie schwer es ihm bei seinem Zustande falle, sich in einigem Zusammenhange mit deutscher Literatur zu erhalten, zumal hier in Paris, wo er fast Alles, was er lesen wolle, kaufen müsse. In der That ist Paris, trotz der achtzigtausend Deutschen, die es enthalten soll, ein schlechter Markt für deutsche Literatur. Dennoch war ihm von den neuern Erscheinungen vieles bekannt, und besonders schien er die Aufzeichnung über das Frankfurter Parlament mit großem Interesse verfolgt zu haben. „Die Geschichte dieses Parlaments muß geschrieben werden, so wie Sie (gegen mich gewendet) die Preußische Revolution geschrieben haben, in einem Bande, kurz! versteht sich. Es ist ja der herrlichste Stoff, der zu finden. Alles wie gemacht für ein Kunstwerk: die Einheit der Zeit, des Orts, der Dummheit! Welch eine Menagerie sah da zusammen in dieser Paulskirche! Ein Buffon gehörte dazu, sie zu beschreiben! Was fand sich da Alles bei einander, all' die fossilen Vorweltlichkeiten! all' der alte Schund! und die Spige! ach die Spige!“ — Stimme, Ausdruck, Ton und Miene, mit denen er diese Worte sprach, hatten etwas so unwiderstehlich Komisches, daß wir laut lachen mußten, und es, wie später noch oft, ganz und gar vergaßen, daß ein tödtlich Kranker, ja, so zu sagen, ein Sterbender mit geschlossenen Augen vor uns lag. Ueber seine blassen Gesichtszüge flog ein Lächeln, das ihnen außerordentlich anmuthig stand. Der Ausdruck derselben, von der Krankheit ganz durchgeistigt, hat in der Ruhe etwas wunderbar Edles, das zuweilen schlagend an die leidenden Christus-

physiognomien der ältern italienischen Kirchenbilder erinnert. Das dicke, schlichtanliegende dunkelbraune Haar und der etwas hellere Kinn- und Lippenbart sind nur hier und da mit einigem Silbergrau untermischt. Seine Stimme war äußerst sanft und weich, und ihr Ton zuweilen von einem leisen Lachen begleitet.

Von meinem Versuch einer Geschichte der Preussischen Revolution bemerkte er: „Das Buch hat einen großen Fehler. Es hat lange nicht genug individuelle Charakteristik. Es fehlt die persönliche Portrairirung der agirenden Hauptsubjecte aller Parteien. Sie setzen Ihre eigene Einzelkenntniß der Figuren dieser Tragikomödie und Ihres Behabens zu sehr bei dem Leser voraus. Das thut kein Franzose in ähnlichem Falle. Aber freilich, es mag wohl ein gut Theil künstlerisch fittlicher Widerwille dabei im Spiele gewesen sein, denn diese deutsche Dummheit hat etwas gar zu Abstoßendes.“

Als wir, auf seine oft wiederholte Bitte wiederzukommen, ihn fragten, welche Zeit ihm die gelegenste sei, antwortete er: „Gelegene Zeit? von Mitternacht bis Mitternacht! Denken Sie denn nicht, daß einem so schwer kranken Menschen die vierundzwanzig Stunden oft sehr lang werden? — Uebrigens muß ich doch sagen,“ — setzte er nach einer Pause hinzu — „meine Freundinnen wenigstens verlassen mich nicht in meiner Krankheit. Ich habe fast täglich Besuche und erfahre Alles, was in der Welt vorgeht. Und das ist viel in Paris, wo man vergessen ist, wenn man sechs Monate aus der Gesellschaft entfernt war. Ich begreife jetzt, wie Schlabendorff, der zehn Jahre lang nicht aus seinem Zimmer kam, einer der bestunterrichteten Menschen in Paris sein konnte.“

Briefe, die von Johanna Kinkel nach Deutschland gekommen sind, lassen dieselbe entzückt und gehoben von ihrem jetzigen Glück erscheinen. — Besonders erfreut spricht sie sich über den liebevollen Empfang aus, den sie überall in der englischen Weltstadt gefunden. Daß die Kenntniß der englischen Staatsverhältnisse wesentlich auf Kinkel's und der andern Freunde nächste Handlungsweise von Einfluß sein wird, hofft sie mit Recht. Einen Beweis davon erblicken wir schon darin, daß Kinkel Takt genug besaß, von der Redaction der Zeitung „Kosmos,“ zurückzutreten. Der gemessene und ruhige Ton, den wir von diesem deutschen Organ in England erwarteten, hat sich leider darin nicht gezeigt. Das Blatt ist von einer politischen Robheit und Brutalität, wie diese an keiner Partei zu verteidigen ist. Auch ist es seinem ganzen Zuschnitte nach so flüchtig, bunt und mangelhaft zusammengestellt, daß es unter allen Umständen nur Freude erwecken kann, Kinkel daran nicht theilhaftig zu wissen.

Der  
**Oldenburgische Volksfreund.**

Mittheilungen aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Dritter Jahrgang.

**Die Ruinen des Klosters Hude.**

(Schluß.)

Durch viele Vermächtnisse und Schenkungen wurde indessen das Kloster Hude nach und nach so reich und begütert, daß es sich gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts mit den größten und schönsten Klöstern in Norddeutschland an Reichthum, Größe und Pracht messen konnte. Allmählig ward die ganze Umgegend dem Kloster dienstbar und von demselben abhängig, wofür noch heute die Beinamen mehrerer Häuser, als: „Schrievershuus“ (Schreiberhaus) und „Jesterhuus“ (Wienenzüchtershaus) zeugen. Besonders prangte es mit ansehnlichen Reliquien der elftausend Jungfrauen, so, daß die Mönche dem Erzbischof Boldewin von Bremen, auf dessen besonderes Ansuchen, zwei Köpfe und zwei Beine jener Heiligen abgeben konnten. Auch erfreuten sich die Mönche einiger Geheime, tibiae, von den zehntausend Soldaten. Halem's Angabe, das Kloster sei nur von zwölf Mönchen bewohnt, wird schon dadurch widerlegt, daß die Urkunde die Anzahl der Cellennummern höher angiebt. Mehr Glauben ist dem Dr. Neuwaldt beizumessen, welcher in seinem Gedicht vor der Chronik Hamelmann's mit den Worten:

Tale Huda quondam Gymnasium fuit,  
Cui nomen Udo grande comes dedit.  
Trecenti alumni in quo paratis,  
Sub totidem latuere cellis,  
Et servierunt cultui Olympio.

die Behauptung aufstellt, das Kloster habe in seinen dreihundert Stellen eben so viele Zöglinge gefaßt.

Die Laster, welche von dem vierzehnten Jahrhundert an in den Klöstern zu herrschen anfangen, ver-

schonten auch Hude nicht. Während die Aebte ihre ursprüngliche Bestimmung vergaßen, sich häufig in den Städten aufhielten und ihr Amt durch Vicarien verwalten ließen, wichen die Mönche unterdessen immer mehr von den einfachen Sitten ihrer Vorweser ab, führten ein ausschweifendes Leben, gingen auf die Jagd, mischten sich in weltliche Händel, und führten wohl gar blütige Fehden gegen einander. Da mußte natürlich Alles in Unordnung gerathen, auch der äußere Zustand der Klöster, Kirche, Wohnung, Geräthe, Gärten, Felder und Mühlen verfallen, und eine Verachtung des Mönchswesens entstehen.

Das Bild, welches ein vaterländischer Schriftsteller, der selbst ein Mönch war, von diesem Unwesen entwirft, giebt uns folgende Ansicht: „Sie (die Mönche) konnten kaum ohne Verwirrung das Requiem singen, lehnten sich aber dennoch gleich dem gehörnten Vieh gegen jeden gelehrten Mann auf und dünkten sich, in ihrer Gelelei beharrend, etwas rechttes. Das Studiren vernachlässigten sie gänzlich, verstanden besser aus Humpen, denn aus Büchern zu schöpfen, saßen mit Zechbrüdern in den Schlupfwinkeln der Wirthshäuser, spielten und betranken sich täglich. Statt sich mit Büchern zu beschäftigen, ergaben sie sich der Wollust, statt der Studien, liebten sie unzüchtige Weibsbilder. Nur die Erfahrung konnte das sonst Unglaubliche lehren, mit welchen Irrthümern und Fabeln sie das Volk in ihren Predigten unterhielten. Dem Namen nach hießen sie Priester, waren aber in der That Esel, verstanden nicht die Schrift, verschmähten auch dieselbe verstehen zu lernen, konnten Latein weder sprechen, noch schreiben; die Furcht Gottes war weit von ihnen. Vieles hatten daher die Bischöfe zu verantworten, daß sie solche unwissende Leute zur Priester-

